

Fahrt ohne Ziel [Schluss]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augustfeuer

Von Martin Schmid

Auf nun, vollendet, den Holzstoß geschichtet,
Gläubig den Blick zu den Sternen gerichtet,
Flackre hell, lodre, du kündender Brand!
Rings auf den Höhen beginnt es zu zünden,
Feier des betenden Volkes verkünden
Eherne Glocken schon singend durchs Land.

Segne, o Herr, du die flammenden Zeichen,
Laß allen Reides Gespenster entweichen,
Rein sei die feuerentzündende Hand!
Du bist im Licht und Sturm uns begegnet,
Du hast uns Quelle und Saaten gesegnet,
Dein Name, Herr, sei in Demut genannt.

Auf denn, vollendet und tretet zusammen,
Was da verweslich, das werft in die Flammen!
Und aus den Feuern steige der Geist!
Dank sein den Schatten versunkener Ahnen,
Leis durch die Lüfte vernimmst du ihr Mahnen:
Tat nur ist Leben, das Leben verheißt!

* * *

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich erwiderte nichts. Als ich später auch Milica von der Ausichtslosigkeit weiterer Nachforschungen sprach, schien sie die Nachricht nicht tragisch zu nehmen.

„Schade“, meinte sie. „Der Maharadscha bekommt somit seine Schätze nicht zurück, die Versicherungsgesellschaft verliert eine Million und wir verlieren zwanzigtausend Pfund. Schade, denn wir hätten sie gebrauchen können.“ Damit schien das Thema für Milica erledigt.

Eigentlich zu meinem Erstaunen. Denn Milica war eine schöne Frau; noch dazu eine, die den Wert des Geldes kannte. — Ich brachte es nicht über mich, noch an diesem Nachmittage über meine bevorstehende Abreise zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich bereits in den frühen Morgenstunden von Milica angerufen. Sie bat mich, sofort nach Antibes zu kommen. Auf meine besorgte Frage, ob sich etwas Unangenehmes ergeben hätte, erwiderte sie heiter, daß dies nicht der Fall sei. Sie hätte bloß von ihrem Rechtsanwalt aus Amerika Nachricht erhalten.

In Antibes angelangt, erfuhr ich, daß in der Erbschaftsangelegenheit eine günstige Wendung eingetreten sei. Es bestand die berechtigte Hoffnung, daß sich Milica mit Lawrence's Tochter und deren Mann auf gutem Wege werde einigen können. Dazu war jedoch Milicas persönliche Anwesenheit in Amerika unbedingt erforderlich.

„Wir müssen uns also trennen Milica . . .“ sagte ich.

Statt einer Antwort nahm sie mein Gesicht zwischen ihre beiden Hände, und mit einer warmen Stimme, die ich seit langem nicht mehr gehört hatte, sagte sie: „Hardy, ich werde jeden Augenblick an Dich denken!“ Und in einer spontanen Aufwallung: „Komm, begleite mich nach Amerika . . .!“

Das war natürlich nicht ernst gemeint. Und — selbst wenn ich das Geld für die Ueberfahrt besessen hätte, hätte ich es nicht getan. Ich wußte, Milica war mir verloren, ebenso, wie ich ihr entfremdet war.

Deshalb blieb ich auch ganz ruhig, als Milica später wie nebenbei bemerkte:

„Uebrigens werde ich auf der Reise Gesellschaft haben. Lowell fährt ebenfalls mit dem nächsten Dampfer nach New York.“

„Ich wünsche Euch beiden viel Glück“, sagte ich leise.

29. Kapitel.

Nun war ich wieder in Berlin.

Ich hatte mein altes Zimmer bezogen. Obschon ich nur wenige Tage darin gehaust hatte, war es mir irgendwie vertraut geworden. Die verbliebenen Tapeten, das knarrende, doch bequeme Bett, der tiefe Lederstuhl und selbst der große gelbe Fleck an der Zimmerdecke muteten mich heimisch an. Im Bücherregal stand noch der Gedichtband von Mörike und darin befand sich unverfehrt der Fünfhundertmarkschein.

Ich hatte das von Bolton erhaltene Geld von der Bank geholt und mit einer knappen Erklärung dem Generalkonsul der Vereinigten Staaten übersandt. Ich glaubte, mit dieser Handlung die Affäre Bolton liquidiert zu haben.

Marianne befand sich noch in Frankreich. Ende Juli werde sie nach Berlin kommen, schrieb sie.

Von Milica erhielt ich nur spärliche Nachrichten. In der Erbschaftsangelegenheit schienen neue unerwartete Schwierigkeiten eingetreten zu sein. Der Optimismus von Milicas Rechtsanwalt war anscheinend nicht ganz berechtigt gewesen.

Obschon ich mit wirtschaftlichen Sorgen kämpfte — ich hatte es nicht über mich gebracht, den Fünfhundertmarkschein anzubrechen — war ich frohen Mutes. Nicht zuletzt, weil sich eine unerwartete Hoffnung für die Heilung meines rechten Armes ergab.

Ein ehemaliger Kollege hatte mich an einen ihm bekannten Arzt gewiesen. Ich gestehe, als ich den Chirurgen zum ersten Male aufsuchte, empfand ich nur geringes Vertrauen zu ihm. Ich fand, daß er zu gut aussah und daß sein Sprechraum zu elegant war. Der Mensch ist an herkömmliche Anschauungen lächerlich gebunden. Ein Arzt hat sonach „seriös“ und nicht wie ein amerikanischer Filmschauspieler auszusehen.

Aber der junge und elegante Doktor verstand sein Handwerk. Nach einem kleinen chirurgischen Eingriff und nach zwei Wochen Behandlung zeigten sich bereits verblüffende Erfolge.

Der Juli ging schon zu Ende, als ich nach längerem Schweigen von Milica einen Brief erhielt. Das Schreiben gefiel mir nicht. Etwas besremdete mich daran. Ich versuchte mir einzureden, daß Milicas Zerfahrenheit, die ich aus ihrem Briefe deutlich herauszulesen wähnte, nur von den Widrigkeiten des Erbschaftsprozesses herrühre.

Unruhig durchwanderte ich die regennassen Straßen. Vor einem großen Hotel stieß ich mit einem unbekannten Herrn zusammen, der gerade im Begriffe war, eine Autotaxe zu besteigen. Wir entschuldigten uns gleichzeitig.

Ich horchte auf und sah dem schlanken dunkelhaarigen Manne nach. In der Tare wartete eine Dame auf ihn. Ehe er einstieg, sprach er laut einige italienische Worte zu ihr.

In diesem Augenblick erwachte in mir zum Bewußtsein ein Satz, den ich vor Wochen vernommen hatte. Es war in dem Sanatoriumszimmer von Antibes. Frau Negri hatte damals gesagt: „Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war Italiener!“

Der Umstand, daß ich im selben Augenblick Milica in Begleitung von Jack Lowell erblickt hatte, war schuld daran, daß ich die Bedeutung des Gehörten gar nicht erfaßte. Es war, als hätte ich irgendein Zettelchen mechanisch aufgelesen, ohne von dem darauf Geschriebenen Kenntnis zu nehmen.

Keine Ursachen — große Wirkungen. Die wenigen italienischen Worte, die ich soeben vernommen hatte, bewirkten, daß Frau Negris Worte aus dem Unterbewußtsein zur Oberfläche stiegen.

Eine verblüffende Schlussfolgerung ergab sich.

Wenn Williams Italiener war und — wie seine Briefe an Frau Negri deutlich bewiesen — die italienische Sprache bevorzugte, dann — wußte ich, wo sich im Augenblick die Schätze des Maharadschas befanden.

In München!

In München, das auf italienisch ebenfalls Monaco hieß.

Es unterstand keinem Zweifel, daß sich Williams mit Frau Negri in seiner Muttersprache unterhalten hatte. Frau Negri hörte das Wort Monaco und hielt es aus leicht verständlichen Gründen für das Monaco an der Riviera, das in sämtlichen Sprachen der Welt ähnlich heißt. Die Erkenntnis kam so überraschend, daß ich keinen Augenblick zauderte, sofort nach München zu reisen. Ich glaube, in mir saß unbewußt der Wunsch, Milica zu helfen.

Mein Geld reichte gerade für eine Fahrkarte dritter Klasse bis nach München.

Während der langen Fahrt wurde ich ein wenig ernüchtert. Was konnte ich in München ohne Geld anfangen? Wie vermochte ich in einer ähnlich großen Stadt den Mann, der Williams' Koffer in Aufbewahrung hatte, auszuforschen? Ich wußte doch nur, daß er ein ehemaliger Schiffsoffizier war.

In München angelangt, tat ich das Klügste, was ich tun konnte. Ich begab mich schnurstracks zum Polizeipräsidium.

Meine Geschichte wurde zunächst mit einiger Skepsis angehört. Doch allmählich gewann der Kriminalkommissar, an den ich gewiesen wurde, die Ueberzeugung, daß mein Bericht ernst zu nehmen war. Er versprach, die nötigen Nachforschungen sofort einzuleiten.

Vom Polizeipräsidium ging ich zu einem mir bekannten Varietédirektor. Er war lebenswürdiger Weise sofort bereit, mir etwas Geld zu borgen.

Mein nächster Weg führte zum Postamt. Ich kandelte Milica, daß große Aussicht bestände, die Juwelen zu finden; ich wollte ihr die gute Nachricht keinen Augenblick vorenthalten.

Noch am selben Abend reiste ich von München ab.

Acht Tage später erfuhr ich, daß der dem Maharadscha von J. geraubte Schatz in München bei einem ehemaligen Handelskapitän entdeckt wurde. Der Mann — er hieß Ohser — hatte Williams, den er unter seinem ursprünglichen Namen Guillemo kannte, vor vielen Jahren auf einer Ozeanreise kennengelernt. Williams hatte damals dem Kapitän irgendeinen Dienst erwiesen, den dieser nicht vergessen hatte.

Kapitän Ohser begegnete vor ungefähr drei Monaten Williams in einem Münchener Café. Er erkannte ihn nicht, aber Williams sprach ihn an. Ohser war von der Begegnung hocherfreut und lud Williams zu sich ein. Wie dieser dann auf den Gedanken kam, den Koffer mit den Juwelen Kapitän Ohser zur Aufbewahrung zu geben, ließ sich natürlich nicht mehr ergründen. Wahrscheinlich hatte Williams da bereits gemerkt, daß man ihm auf den Fersen war. Als schlauer Mann wußte er, daß jene Verstecke die besten sind — die überhaupt keine Verstecke sind. Er versprach Ohser, den Koffer in einigen Tagen wieder abzuholen . . .

Kapitän Ohser machte sich weiter keine Gedanken darüber, daß Williams diesen Termin nicht einhielt. Er war überzeugt, Williams würde sich eines Tages schon melden. Als die Kriminalbeamten den ihm zur Aufbewahrung übergebenen Koffer in seiner Gegenwart öffneten, wollte der alte Mann seinen Augen gar nicht trauen. Aber auch den Beamten entrang sich ein Ruf der Bewunderung vor der unerwarteten Pracht der funkelnden Schätze. — — —

Am übernächsten Tag, es war der 3. August, — auch dieses Datum werde ich nie vergessen —, stand ich zeitig auf. Marianne sollte mit dem Frühzug aus Frankreich eintreffen. Ich saß bereits beim Frühstück, als ich das kleine dumpfe Poltern vernahm, das verriet, daß der Postbote durch den Türschliß Briefe hereinwarf.

Ich sprang auf und eilte zur Wohnungstür. Drei Briefe lagen auf der Diele. Sie waren sämtlich für mich.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, nahm den Kaffeelöffel — ich erinnere mich noch der kleinsten Einzelheit — setzte mich in den Klubstuhl und öffnete mit dem Löffel den ersten Brief. Es war ein belangloses Schreiben. In einer der vielen Kliniken, die ich mit meinem kranken Arm aufgesucht hatte, war ein Koffer von mir zurückgeblieben. Die Leute fragten an, was mit ihm geschehen sollte.

Der zweite Brief kam von einer der größten englischen Versicherungsgesellschaften. Es wurde mir mitgeteilt, daß in „Anerkennung meiner Verdienste und Bemühungen um die Wiederherbeischaffung der Juwelen des Maharadschas von J.“ die ausgesetzte Belohnung in Höhe von zwanzigtausend Pfund mir zugesprochen wurde . . .

Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn ein Mensch plötzlich erfährt, daß er Besitzer einer riesigen Summe geworden ist. Zwanzigtausend Pfund! Das war viel mehr, als ich einst befeffen hatte.

Noch ganz vom Glücksrausch erfüllt, greife ich nach dem letzten Schreiben. Ich hatte es mit Absicht für den Schluß aufbewahrt. Nun war ich erst recht überzeugt, daß der Brief eine gute Nachricht enthielt. Gehe der Serie!

Ich entfaltete das Schreiben. Es bestand aus nur wenigen Zeilen. Milica schrieb mir:

„Eberhard, ich liebe Dich — aber ich liebe Dich nicht genug, um Dich zu heiraten. Ich schreibe es Dir heute, ehe noch mein Prozeß entschieden ist. Sonst könntest Du noch glauben, daß mein Entschluß von dem Gelde diktiert wurde. — Sollte es Dir gelingen, die Juwelen zu finden, so gehört die Belohnung Dir. Das ist nur selbstverständlich. Keiner hat sich um ihre Auffindung mehr bemüht als Du — und keinem haben sie mehr Scherereien gebracht als Dir. Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen. Selbst wenn der Prozeß für mich ungünstig enden sollte, meine und meiner Mutter Zukunft sind gesichert. Lowell und ich — Du hast es sowieso erraten — wollen heiraten. Nun ist es heraus . . . Hardy, Liebling, lebe wohl! Milica.“

Ein glückhaftes Schreiben? Nein — das war es wohl nicht. Aber das mit Milica — das war für mich längst überwunden. Vor acht Wochen hätte mich dieser Brief zum unglücklichsten Menschen gemacht. Heute konnte ich nur eines denken: In einer Stunde kommt ja Marianne! Du liebe Marianne!

Unterwegs zum Bahnhof empfand ich ein wunderbares Gefühl der Erleichterung. Es war, als ob ich eine schwere Operation überstanden hätte.

Marianne! Als ich sie aus dem Zuge steigen sah, überflutete mich eine nie gefühlte Zärtlichkeit. Wie gut sie in ihrem eleganten Reisekleid ausah. Ich sagte es ihr.

Wir standen noch auf dem Bahnsteig und hielten uns die Hände.

„Auch Du siehst gut aus, Eberhardt — und trotzdem, du gefällst mir nicht . . .“

Sie musterte mich mit ihren hellen, klaren Augen. Und plötzlich erriet sie alles. Alles! Hellseher und Meisterdetektive, ihr könnt euch verstecken! Welcher von euch hat den Scharfblick den eine liebende Frau besitzt?! Aber liebte mich denn Marianne?

Nie hatte Marianne auch nur mit einem Wort Milica erwähnt. Obwohl sie zweifellos gesehen hatte, wie es um mich stand. Auch jetzt sagte sie bloß:

„Komm, Eberhardt, wir wollen gehen!“

Aber ihr Blick, der mich umfing, sagte mir mehr als jedes Trostwort.

„Eberhardt, Dein Arm!“

Sie hatte gesehen, wie ich mit meiner Rechten mühselos einen Koffer ergriff. Ihr Blick strahlte vor Freude.

„Ja, mein Arm ist bald wieder gesund!“

Dann saßen wir in einer Autodroschke. Wortlos. Marianne streichelte meine Hand.

„Tut es sehr weh?“ fragte sie leise.

„Es hat weh getan, jetzt ist es vorbei.“

„Du hast jetzt wieder deinen Beruf Eberhard . . .!“

Ich sah sie an. Und plötzlich wußte ich, warum ich das Gefühl der Erleichterung empfand. Ich drückte es in Worten aus.

„Und ich habe Dich, Marianne . . .!“

„Mich . . . mich hattest Du immer, Eberhardt!“ sagte sie schlicht.

„Liebe Marianne . . .!“ stammelte ich.

— Ende —